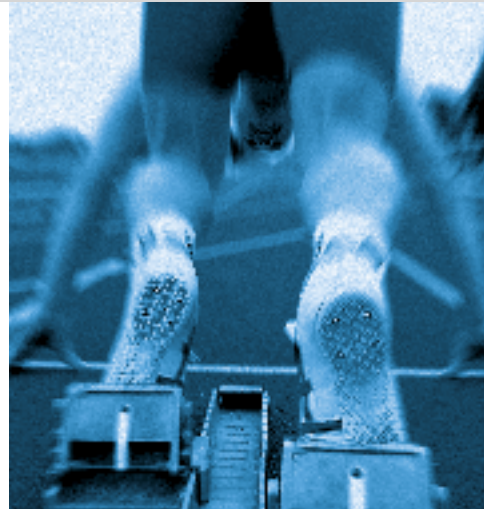


## ...fertig, los!

Ein neuer Anfang ist gemacht, ein neues „Kind“ der AMD ist geboren und streckt sich dem Leben entgegen. Der Arbeitsbereich „Missionarisch-diakonischer Gemeindeaufbau“ meldet sich zu Wort, und das nicht nur durch Projekte und Tagungen, sondern nun durch eine Info-Schrift, deren erste Ausgabe tauf frisch vor Ihnen liegt.

Mit dieser Veröffentlichung nimmt die AMD eine Aufgabe verstärkt ins Blickfeld, die unabweisbar „dran“ ist. Bei der EKD-Synode 1998 hat es geheißen, dass wir vor großen sozialen und diakonischen Herausforderungen stehen. Ein Jahr später, im Jahre 1999, wurde bei der EKD-Synode in Leipzig die missionarische Herausforderung als Priorität kirchlichen Handelns benannt. Beide Herausforderungen werden also gesehen, aber wie hängen sie miteinander zusammen? Genauso der Gemeindeaufbau: Wir sprechen von der Notwendigkeit des diakonischen Gemeindeaufbaus und versuchen, Schritte in diese Richtung zu tun. Gleichzeitig wird seit Jahren der missionarische Gemeindeaufbau gefordert und gefördert. Aber was heißt das, missionarisch-diakonischer Gemeindeaufbau? Was in der Praxis Jesu und in der Geschichte der Kirche Jesu Christi beieinander war, unlösbar und untrennbar, bewegt sich heute eher in einem freundlichen Nebeneinander. Was wir aber brauchen, ist die Verzahnung, das Ineinander, das Gemeinsame, weil die Sendung der Gemeinde Jesu in die Welt ein ganzheitlicher Auftrag ist, der die Einladung zum Heil und die Sorge um das Wohl gleichermaßen in sich birgt.

Darum diese Informationsschrift. **mi-di** soll bewusst keine neue Zeitschrift sein, sondern eher eine Litfaßsäule, damit viele Menschen, die vorbei kommen, sehen, was gerade läuft im missionarisch-



diakonischen Bereich. **mi-di** will zeigen, dass das geht und wo das geht, mit dieser Einlösung des ganzheitlichen Auftrags Jesu. „Missionarische Diakonie“ gewinnt eine publizistische Gestalt. Perspektiven werden aufgezeigt, Erfahrungen weitergegeben. Gewagte und gelungene Projekte werden vorgestellt, Menschen werden porträtiert oder interviewt, die sich in Sachen „missionarisch-diakonisch“ verdient gemacht und für die Zukunft etwas zu sagen haben.

Ich freue mich über diesen neuen Anfang und danke Ulrich Laepple, dem Referatsleiter und Redakteur, für sein großes Engagement. In der Entwicklung dieser Info-Schrift hat er den Wahrheitsgehalt des geflügelten Wortes vom „Zauber des Anfangs“ in sich aufgenommen. Das spürt man, wenn man die Schrift durchblättert. Ich wünsche diesem neuen „Kind“ der AMD im Referat „Missionarisch-diakonischer Gemeindeaufbau“ ein gesundes Aufwachsen, einen steigenden Bekanntheitsgrad und ein langes Leben. Dreimal im Jahr wird sich **mi-di** bei Ihnen zu Wort melden und einmischen. Gott der Herr schenke, dass der „Zauber des Anfangs“ übergeht in eine Segensgeschichte, damit viele Gemeinden merken, wie sie aufblühen, wenn sie Mission und Diakonie als Wesensäußerungen der Kirche entdecken und beieinander halten.

Ihr *Hartmut Barend*



Hartmut Barend  
ist Generalsekretär der  
Arbeitsgemeinschaft  
Missionarische Dienste  
(AMD), Berlin.

### Ausgabe 1 | Sommer 2004

<b>missionarisch-diakonisch</b>	2
Ulrich Laepple: Die Absicht von <b>mi-di</b>	
<b>angestoßen &amp; erfahren</b>	
„Keine Angst vor einem sozial verpflichteten Evangelium!“	4
Fritz Schuler	
<b>Zur Alltagstauglichkeit des Glaubens unter Drogenabhängigen</b>	8
Ludwig Burgdörfer	
<b>inspiriert</b>	
<b>Die missionarische und die diakonische Hand</b>	6
Jugendarbeit in Denklingen	
<b>Winterspielplatz Kreuzberg</b>	5
AMD-Förderpreis für eine Berliner Stadtmissionsgemeinde	
<b>dokumentiert</b>	
<b>In nachchristlicher Zeit</b>	9
Rudolf Weth über die missionarische und diakonische Existenz	
<b>Mehr Leib, mehr Worte</b>	12
Cornelia Coenen-Marx: Zur Not- wendigkeit einer neuen Kultur der Zuwendung	
<b>Leitbild Diakonie</b>	14
8 Leitsätze, damit Leben gelingt	
<b>aus der Praxis der AMD</b>	
<b>Mit Feder und Farbe</b>	14
Inge Bühner über ein AMD/EKD- Projekt in der Gefangenen-Seelsorge	
<b>Heilung in der Gemeinde</b>	15
Eine Konsultation in Berlin	
<b>Die Diakonie Ostdeutschlands</b>	15
Arbeit einer Projektgruppe zur Glaubensweitergabe	
<b>gelesen</b>	
<b>Paul Hermann Zellfelder-Held:</b>	16
<b>Solidarische Gemeinde</b> Ein Praxisbuch	
<b>Termine</b>	16

# missionarisch- diakonisch

Ein Bindestrich  
und die Absicht von mi-di

**mi-di** – ein griffiger Titel. Der Bindestrich zwischen den beiden Kürzeln verbindet zwei kirchliche Arbeitsfelder, die heute auf den ersten Blick wenig Berührung haben, sich nicht selten sogar gegenseitig verdächtigen. Was soll „Mission“ in der Diakonie, und was „Diakonie“ im missionarischen Gemeindeaufbau? Immerhin: in Dokumenten des Diakonischen Werks stößt man, teils an prominenter Stelle, auf den betonten Hinweis, dass „Heil und Wohl“, „Zeugnis und Dienst“ zusammengehören, ja, die Dokumente sprechen ausdrücklich vom „missionarisch-diakonischen Auftrag“.

Doch diese Doppelworte wollen gefüllt sein durch Leben und durch Praxis, sonst sind sie leere Formeln. Impuls und Auftrag dazu kommen ja aus dem Evangelium von Jesus Christus selber, aus den lebendigen Geschichten, die die Evangelien erzählen. Bei Jesus ist zusammen, was auch bei uns zusammen gehören soll: der befreiende Ruf in die Nachfolge und die befreiende Tat der Hilfe.

## Die doppelte Herausforderung

Unter den heutigen Bedingungen erweist es sich nicht als leicht, diesen „ganzen“ Auftrag durchzuhalten. Zwei Entwicklungen sind eingetreten, die ihn erschweren. Die erste: Was in der neuzeitlichen Diakonie seit Wichern innerhalb der Kirche als Arbeitsteilung zwischen den Kirchengemeinde und den diakonischen Einrichtungen gedacht war, hat immer mehr zu einer Kluft geführt. Den Kirchengemeinden droht der diakonische Auftrag abhanden zu kommen. Es hat den Anschein, als sei er an die institutionelle Diakonie völlig abgegeben worden. Andererseits aber droht der institutionellen Diakonie der Verlust einer lebendigen Verbindung mit der Gemeinde, mit dem Gemeindesein. Wenn die Wurzeln des diakonischen Dienstes nicht mehr an die Quellen heranreichen, aus denen Kraft und Wegweisung für diesen Dienst kommen, verliert Diakonie ihre Mitte.

Das zweite: Deutschland ist Missionsland geworden. Die Volkskirche sieht sich einem Prozess der Erosion und einem sinkenden Einfluss im öffentlichen und staatlich-politischen Bereich ausgesetzt. 30 % der Deutschen sind heute nicht kirchlich gebunden. Bis zu 80 % der Bürger in den neuen Bundesländern sind konfessionslos, d.h. vom christlichen Glauben und von der Kirche generationenübergreifend unberührt.

Das ist eine „missionarische Situation“. Sie ist der große Kontext, dem sich die diakonische Arbeit in der Gemeinde wie in den Einrichtungen nicht entziehen kann und den sie darum annehmen muss. Nicht wie ein Schicksal, sondern als Herausforderung zu einer bewussten Gestaltung der Arbeit vom Evangelium her, damit Diakonie mehr ist als „Sozialarbeit in kirchlicher Trägerschaft“.

## Was wir mit mi-di wollen

### Ein neues Nachdenken über den Zusammenhang von Diakonie und Mission

In der „Kundgebung“ der EKD-Synode von Leipzig 1999 („Das Evangelium unter die Leute bringen“) finden sich folgende wichtige Sätze: „Mission geschieht nicht um der Kirche willen. Die Kirche ist hineingenommen in die Mission Gottes. Wir haben den Auftrag, Menschen die Augen zu öffnen für die Wahrheit und die Schönheit der christlichen Botschaft. Wir wollen sie dafür gewinnen, dass sie sich in Freiheit an Jesus Christus binden und sich zur Kirche als der Gemeinschaft der Glaubenden halten.“

Und in der Diakoniedenkschrift von 1998 lesen wir: „Wir brauchen ein neues Nachdenken über das Miteinander von Wortverkündigung und Dienst am Mitmenschen in der Kirche, ein neues Fragen nach dem, was uns als ein besonderer Auftrag von Gott in der modernen Industriegesellschaft gegeben worden ist“ (Manfred Kock und Walter Klaiber im Vorwort dieser Denkschrift).



Dieses „neue Nachdenken“ zu fördern ist unser erstes Anliegen. Dazu tragen in diesem Heft u.a. die Artikel von Cornelia Coenen-Marx, Rudolf Weth oder Fritz Schuler bei, die in enger Tuchfühlung mit der diakonischen Praxis entstanden sind.

### Ein gegenseitiges Wahrnehmen und Zusammengehen, trotz Arbeitsteilung

Es darf nicht sein, dass die „Missionarischen“ abwinken, wenn sie das Wort „Diakonie“, und die „Diakonischen“, wenn sie das Wort „Mission“ hören. Die immer schon problematische Lagerbildung muss durch eine Brückenbildung ersetzt werden, die unterschiedliche theologische Traditionen und Arbeitsfelder verbindet. Die Zeit der ideologischen Grabenkämpfe der 70iger Jahre mit den falschen Alternativen („Traktoren oder Traktate“, „Wort oder Tat“, Evangelisation oder soziales Evangelium, etc.) ist Gott sei Dank vorbei. Aber in der Praxis – sieht da nicht doch jeder nur auf seinen eigenen Weg?

Auch bei den Missionarischen Ämtern und den Diakonischen Werken der Landeskirchen: muss es wirklich so bleiben, dass die einen ihre Tagung zum Thema „missionarischer Gemeindeaufbau“ halten und die anderen, zwei Wochen später, die ihre zum „diakonischen Gemeinde-

aufbau“ – weil man nichts voneinander weiß, einander wahrscheinlich gar nicht kennt? **mi-di** will dazu verlocken, dass es auch anders geht (wovon z.B. der Leiter der Missionarischen Dienste aus der Pfalz, Ludwig Burgdörfer, in diesem Heft Eindrückliches berichten kann).

### Die missionarische Herausforderung auch in der Diakonie annehmen

Die Worte „missionarisch“/„Mission“ haben es in theologischen und kirchlichen Kreisen Deutschlands – ganz anders als in der ökumenischen Christenheit sonst – noch immer nicht leicht. Andererseits hat „Mission“ in Verlautbarungen von Synoden und Bischöfen heute geradezu den Rang eines Schlüsselwortes für die Suche nach einem glaubwürdigen Zeugnis der Kirche bekommen. „Die Rede von Mission signalisiert die Frage nach einer zukunftsorientierten und zukunftsfähigen Kirche“ (Klaus Schäfer, EMW). Und Bischof W. Huber fasst den missionarischen Auftrag in den schlichten wie einleuchtenden Satz: „Die Kirche ist eine Verantwortungsgemeinschaft für die Weitergabe des Evangeliums.“

Die im diakonischen Umfeld heute vielfach verwandten Begriffe „diakonische Kompetenz“ oder „Spiritualität in der Diakonie“ signalisieren: die Diakonie ringt um ein klareres Profil. „Weitergabe des Evangeliums“ und „Glaubensbildung“ wird in den diakonischen Einrichtungen und diakonischen Ämtern darum mehr und mehr als Aufgabe erkannt. Aber wie kann „Weitergabe des Evangeliums“ z.B. im Blick auf die vielen Mitarbeitenden aussehen, die dem Glauben und der Kirche oft in großer Zahl fern stehen – und dies nicht vorwiegend aus einer Entscheidung gegen den Glauben und die Kirche, sondern weil sie mit beidem nie in Berührung gekommen sind? Wie kann diesen anvertrauten Mitarbeitenden ein bewusst gestaltetes Angebot gemacht werden, damit sie von den Inhalten des

Glaubens erfahren und mit der Lebendigkeit des Glaubens Erfahrungen machen?

Ein „missionarischer Auftrag der Diakonie“? Warum nicht? Wenn wir wagen, dieser missionarischen Dimension auch in der Diakonie selber durch Fortbildungsangebote in Sachen Glauben und durch geistliche Projekte Gestalt zu geben, dann wird auch eine „diakonische Kompetenz“ Konturen gewinnen, die die fachliche und geistliche Dimension umfasst. Eine Frage übrigens, mit der sich seit einiger Zeit eine Arbeitsgruppe befasst, von der in diesem Heft auch berichtet wird.

## Weggenossen gesucht

„Mission“ und „Diakonie“ sind und bleiben die beiden großen Herausforderungen für die Kirche. Aber die größte Herausforderung ist der Mut zur Begegnung beider, das Zusammenwirken der „beiden Hände Christi“ im Zeugnis der einen Kirche. Mit **mi-di** will sich die AMD an der Suche nach Antworten auf die vielen Fragen beteiligen, die bei dieser Begegnung entstehen. Dieses Heft ist ein erster Versuch.

Ob Sie, liebe Leserin, lieber Leser, die großen diakonischen Einrichtungen oder mehr die Ortsgemeinde vertreten, ob sie zur Leitungsebene diakonischer Einrichtungen gehören oder Verantwortung in den Landesverbänden tragen und welche Theologie Sie auch prägt: Sie sind eingeladen, das neue Vorhaben mit Anregungen und Kritik, mit Ermutigung wie mit inhaltlichen Beiträgen zu begleiten. Und machen Sie andere auf **mi-di** aufmerksam. Herzlichen Dank!

Ihr 

Ulrich Laepple ist Referent für missionarisch-diakonischen Gemeindeaufbau bei der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste im Diakonischen Werk der EKD und Schriftleiter von mi-di.



Arbeitsgemeinschaft  
Missionarische Dienste (AMD)  
im Diakonischen Werk der EKD

Postfach 33 02 20  
14172 Berlin  
Reichensteiner Weg 24  
14195 Berlin  
Telefon (0 30) 8 30 01-3 13  
Telefax (0 30) 8 30 01-3 33  
amd@diakonie.de  
www.a-m-d.de

**mi-di** erscheint 3–4 mal im Jahr.  
Der Bezug ist kostenlos.

**Redaktion**  
Pfarrer Ulrich Laepple

**Bildnachweis**  
Seiten 1, 10, 12: project photos;  
Seiten 4, 7, 8: people collection,  
mev-Verlag; Seite 9, 14/15: mev-  
Verlag; Seite 14: Eyelustrate.de,  
Martin Weinbrenner

**Design**  
Junge & Kleschnitzki, Witten

**Druck**  
Druckerei Domröse, Hagen



# „Keine Angst vor einem sozial verpflichteten Evangelium!“

**Täglich werden wir überhäuft mit negativen Meldungen: kein Geld für die Rente der zukünftigen Generationen, der Abbau der Arbeitslosigkeit lässt auf sich warten, weitere Sozialkürzungen, die Kommunen, die Länder und der Bund sind pleite, die Kriminalität in den Schulen ist nur schwer in den Griff zu bekommen, mangelhafte Integration der Ausländer in unserem Land – die Aufzählung ließe sich fortsetzen.**

## Was haben wir Christen entgegenzusetzen?

Historische Gemäuer, Feiertage und Traditionen? Theorien, Theologien und kluge Texte in Büchern und auf Kanzeln? Landauf und landab gibt es viele vorbildlich lebende Christen – und doch erscheint die Wirkung auf unsere Gesellschaft oft sehr gering und verwirrend.

Kann es sein, dass sich die Christen so stark mit sich selbst und ihren Gemeindeprogrammen, mit der Verteilung ihrer Positionen und internen Streitigkeiten beschäftigen, dass keine Zeit mehr übrig bleibt, um dem Nächsten tatsächlich Aufmerksamkeit und Interesse im Bereich seiner Bedürfnisse zu schenken? Oder beantworten wir Christen in erster Linie Fragen, die keiner gestellt hat? Beurteilt deshalb die Gesellschaft die Botschaft der Christen als nicht-relevant?

Brauchen wir modernere Programme, effektivere Werbekampagnen, bessere Medienstrategien, attraktivere Gottesdienste, mehr christliche Stars, mehr Geld für Aktionen, mehr Konferenzen, mehr Seminare, mehr Bibellesen, mehr

Gebet, mehr, mehr, mehr ... das haben wir doch schon seit Jahrzehnten!

Aber wie kann denn für den Otto-Normalverbraucher das Evangelium relevant werden? Was sagt Jesus selbst?

## „Getan“ oder „nicht getan“?

„Wahrlich, ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem von diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.“ „Getan“ oder „nicht getan“ – das ist die Frage!

Welche Gemeinde hat tatsächlich Gott unter diesem Vorzeichen und damit die Bedürfnisse des Nächsten im Zentrum des Gemeindeprogramms? – Nachhilfeangebot für Ausländerkinder, Unterstützung von Alleinerziehenden, Wertschätzung und Respekt gegenüber Arbeitslosen, Kranke und Alte außerhalb der Gemeinde und die ins Zwielicht Geratenen innerhalb und außerhalb der Gefängnisse ...

Sind unsere Gemeindeprogramme und Dienste nicht in erster Linie darauf ausgelegt, dass unsere Gemeindemitglieder versorgt werden, anstatt die Menschen zu sehen, die Gott besonders liebt?

Jesus ist den Menschen in ihren tatsächlichen Bedürfnissen begegnet. Er hat ihnen Beachtung und Würde entgegengebracht. Sein selbst verfasster Steckbrief war: Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätziges werden rein und Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium verkündigt. All das tat er völlig unabhängig von religiöser, wirtschaftlicher und sozialer Zugehörigkeit.

Unsere Zeit braucht keine erhobenen Zeigefinger selbstgerechter Christen und keine Gemeindegewachstums-Programme, die in erster Linie den Erfolg anbeten und das Management erneuern. Unser Land braucht Gemeinden, deren Mitglieder tatkräftig und entsprechend ihrer Gaben Hand anlegen und die Menschen unserer Gesellschaft da abholen, wo der Schuh drückt – aus Interesse am Einzelnen, ohne Bezahlung, Dank oder Anerkennung zu fordern.

## Nicht ohne die örtliche Gemeinde!

Das passiert nicht von selbst – es muss zum Inhalt des Gemeindeprogramms werden, ohne dass Angst aufkommt, dass wir ein soziales Evangelium verkündigen.

Das Potenzial der Gemeinden ist riesengroß: Denn „die Liebe Gottes ist ausgegossen“ in die Herzen der Nachfolger Jesu. Aber nur da, wo diese Liebe die Menschen greifbar und erfahrbar erreicht, wird das Christsein attraktiv und verändert Gott die Gesellschaft – dabei dürfen die Hände schmutzig werden!

Nur in dem Maße, indem Christen die zum Himmel schreienden Bedürfnisse der Menschen sehen und sich als Gemeinde damit identifizieren und eingreifen, wird das Evangelium in unserem Land und bis an die Enden der Erde ein von Jesus geprägtes Gesicht erhalten.

## Nächstenliebe mit Konzept

Jede örtliche Gemeinde benötigt für die praktische Umsetzung der Nächstenliebe in der Gesellschaft ein Konzept und eine Struktur, um die Gemeindeglieder entsprechend ihrer Gaben einzusetzen.

Dieser konzeptionelle und strukturelle Aspekt baut auf die Grundlage der Bibel und des Gebets auf und ersetzt diese nicht. Die Umsetzung der Nächstenliebe muss auf dieser geistlichen Grundlage geschehen, aber sie ereignet sich nicht automatisch. Sie muss von der Gemeindeleitung gewollt, geplant, zielbewusst angestrebt und organisiert werden, um dem Zeugnis Jesu nach Apostelgeschicht-

te 1,8 („Ihr sollt meine Zeugen sein ...“) in der Bevölkerung vor Ort und weltweit ein Gesicht zu geben.

Die folgenden Anstöße für die Gemeindeglieder können nur eine Anregung und Hilfestellung für die Einschätzung der eigenen Gemeindeglieder sein. Die konkreten Ziele und eine mögliche Umsetzung für die Gemeinde müssen selber erarbeitet werden.

## Sechs Anstöße zu einer Gemeindeentwicklung der Nächstenliebe

1. Zum Mittelpunkt unseres Gemeindezentrums gehören Dienste und Aufgaben der Nächstenliebe, die den Menschen unserer Gesellschaft Würde und Achtung vermitteln.
2. Im Auftrag der Gemeinde werden die Gemeindeglieder bei Diensten in der Gesellschaft gabenorientiert eingesetzt, um den Menschen in ihren unterschiedlichen Bedürfnissen zu begegnen und ihnen Hilfestellung zu geben.
3. Diese ehrenamtlichen Dienste der Gemeindeglieder für die Gesellschaft finden im gesamten Gemeindeprogramm durch aktuelle Berichte (z.B. im Gottesdienst) Bestätigung, Beachtung und tatkräftige Unterstützung.
4. Die gesellschaftlichen Aufgaben und Dienste der Gemeindeglieder nehmen im Gebetsprogramm der Gemeinde (z. B. im Gottesdienst oder in Gemeindegebetszeiten) einen wesentlichen Raum ein.
5. Die Gemeindeleitung bemüht sich, jedes Gemeindeglied an den gesellschaftlichen Aufgaben und Diensten zu beteiligen und bietet Beratung, Begleitung sowie Einstiegshilfen an.
6. Die Gemeindeleitung nimmt gerne Vorschläge und Initiativen der Gemeindeglieder auf, wenn es um Aufgaben der Nächstenliebe in der Gesellschaft geht und sucht einen Weg, sie in das Gemeindeprogramm zu integrieren.



Fritz Schuler ist Leiter der Initiative „Gemeinde mit Perspektive“. Er will Gemeindeleitungen dafür gewinnen, ihre Gemeinden zu befähigen, dass

„missionarische Nächstenliebe (vor Ort und weltweit) zum Mittelpunkt des Gemeindeprogramms wird“. Dieser (leicht gekürzte) Text ist im Zusammenhang einer Tagung in Bad Blankenburg zum Thema „Gemeinde mit Perspektive“ entstanden. (Die nächste Tagung in Blankenburg findet vom 25.–27.10.2004 statt, vgl. [www.gemeindemitperspektive.de](http://www.gemeindemitperspektive.de)).

Im Jahr 2002 hat die AMD den Förderpreis „Fantasie des Glaubens“ ausgeteilt. Es ging darum, viele kreative Ideen missionarischer Konzepte und Initiativen zu würdigen und zu prämiieren. Das zweite Motiv war, diese – im ganzen Land – eingesandten Projekte einer größeren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Von der Jury besonders positiv bewertet:



# Winterspielplatz Kreuzberg

**Das Ziel** Es soll Kontakt zu jungen Familien hergestellt werden. Dabei sollen auf natürliche Weise missionarische Gesprächsmöglichkeiten entstehen.

**Die Idee** Ein großer Spiel- und Bewegungsraum wird mit Kinderspielgeräten und Spielzeug ausgestattet. Junge Familien der Umgebung werden dorthin eingeladen.

**Die Mitwirkenden** Der Winterspielplatz Kreuzberg wird von etwa 30 ehrenamtlich Mitarbeitenden verantwortet. Ein hauptamtlich Mitarbeitender ergänzt das Team.

**Der Rahmen** Der Winterspielplatz wird in einem rund 200 Quadratmeter großen Raum angeboten. Er ist als Indoor-Spielplatz eingerichtet und orientiert sich vor allem an den grobmotorischen Bedürfnissen der Kinder. Es gibt viel Platz zum Rennen und Krabbeln. Neben einer Tobecke gibt es große Schaumstoffwürfel, Rutschautos, Schaukeln, Kaufmannsladen, Puppenstube, Bausteine, Bilderbücher usw. Der Winterspielplatz ist von Mitte Oktober bis Anfang April geöffnet, dienstags und donnerstags von 15.00 bis 18.00 Uhr und mittwochs und donnerstags von 9.30 bis 12.30 Uhr. Die entstehenden Kosten werden durch Spenden der Eltern, den Erlös eines Basars und die Vermietung des Raums für Kindergeburtstage gedeckt.

**Die Durchführung** Die Räumlichkeiten sind so gestaltet, dass Besucherinnen und Besucher, vor allem aber die Kinder sich wohlfühlen können. Neben den Spielangeboten finden weitere Aktionen statt. Es gibt eine Kleine-Kinder-Kirche, einen Gute-Nacht-Segen oder Abende, die einem speziellen Thema gewidmet sind (Christliche Erziehung, Bibelgespräch usw.).

**Die Auswirkungen** Das große Gemeindehaus, in dem sich der Raum befindet, ist wieder mit Leben erfüllt. Der sonntägliche Gottesdienst ist inzwischen familiengerechter geworden, so dass junge Familien eher Zugang dazu finden. Die Hauskreisarbeit ist durch das Projekt spürbar gewachsen. Ebenso hat sich ein Generationen übergreifender Austausch entwickelt.

**Die Resonanz** Jeden Winter wird mindestens ein Mal in den Berliner Tageszeitungen und mehrmals im Regionalfernsehen über das Projekt berichtet. Das Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt, family, Leben und Erziehen, Bella und das Bruderhilfe-Journal haben über den Winterspielplatz berichtet.

**Die Ansprechpartner** Andreas Berthold, Johanniterstr. 2, 10961 Berlin, Telefon: 030/6919000, E-Mail: [gemeinde-kreuzberg@berliner-stadtmission.de](mailto:gemeinde-kreuzberg@berliner-stadtmission.de)

Aus „Fantasie des Glaubens. Ideenpool“, S. 86, hrsg. von der AMD (mit Darstellung aller 128 Projekte). Die Broschüre ist von der Geschäftsstelle der AMD für € 8,- zu beziehen.

# „Die missionarische Hand braucht die diakonische Hand“

Die Kirchengemeinde Denklingen gehört zur Evangelischen Kirche im Rheinland und befindet sich im Bergischen Land.

Die Kleinstadt mit vielen Dörfern ringsum ist im Blick auf die sozialen Herausforderungen keine Idylle mehr. Diese

Tatsache erforderte besondere konzeptionelle Überlegungen für die Jugendarbeit. Zitate eines Gespräches, das Ulrich

Laepple mit der als Sozialarbeiterin ausgebildeten Gemeindefereferentin Gabriele Pack führte, erläutern die Konzeption.

» Die Kirchengemeinde bietet ein eigenes diakonisches Milieu. Es ist ein Geschenk, dass wir kaum mit Schlägereien zu tun haben. Es gibt eine atmosphärische Erwartung, die sich schwer beschreiben lässt, ein atmosphärischer Mehrwert: ein guter Geist, der Geist Jesu Christi soll Räume füllen. Es ist die Spiritualität, die in der Kirche und um die Kirche herum zu spüren ist. Jugendliche spüren das und nehmen die Kirche wahr. Das hat Zeugnischarakter. Ein wichtiger Gedanke bei unserer Arbeit ist der Gedanke des Teilens, nicht des Konfrontierens. Den Glauben, den Weg teilen. Die Bewegung zur segnenden missionarischen Fürbitte bleibt offen. <<

» Ich übernehme auch Funktionen im Gottesdienst. Man soll spüren, dass Diakonie und Doxologie verknüpft sind in einer Person. Ich möchte in Anspruch nehmen, dass mit mir und meiner Person Geist und Frieden mitkommen. <<

» Die missionarische Hand braucht die diakonische Hand, und das nicht verzwecklicht. Ich setze mich ein im Bereich des Diakonischen wie im Bereich der Evangelisation. Oder anders: Ich mache Sozialarbeit in der missionarischen Dimension. Wir nehmen die Jugendlichen, wie sie sind, als Gäste. Wir laden sie ins Spielhaus ein, jeder gestaltet seinen Abend für sich selber. Am Ende des Abends bieten wir ein Abendgebet in der Gebetssecke der Kirche an. Wer will, kommt dazu. Zu drei bis fünf Mitarbeitenden kommen etwa 6 von 40 Jugendlichen. Natürlich haben wir da das Missionarische und den Glaubensaspekt im Blick, und was passiert, ist Segnung und Fürbitte. Das ist die Mitte unserer Arbeit. <<

» Es gibt auch noch einen seelsorgerlich-therapeutischen Bereich, der mit meiner Arbeit zu tun hat: dass ich in Haupt- und Gesamtschule Gesprächsreihen für Eltern und Schüler mit therapeutischen Themen anbiete. <<

» Gemeinde muss ein Lebensraum für Kirchenferne und für Sozialschwache sein. Sie ist ein Haus, zu dem alle eingeladen sind. Es muss dort ein Zimmer geben, wo man nicht unbedingt durchs ganze Haus laufen muss, um zur Tür zu gehen, wo man wieder raus kann. Wichtig ist: ich habe einen Raum, einen Schutzraum. Das heißt für uns ‚offene Tür‘. Dass dies sein kann und darf, ist Diakonie. Die Jugendlichen fallen schnell in Löcher, und wenn sie in Löcher fallen, kriegt man das mit. Wir sind dann aufmerksam und betend zur Stelle. Manchmal sprechen wir die Dinge auch offensiv an und begleiten sie. Hinzu kommen Botengänge: Sozialamt, Polizei, Asylantenbetreuung. Da sind wir ein Auffangbecken. <<



## Drei Räume, drei Gleichnisse

**Bereich I: Das „Gasthaus“**  
Unser Jugendbistro mit Tresen, Küche und gemütlicher Kneipenatmosphäre

**Bereich II: Das „Werk- und Spielhaus“**  
Neben Werkstatt und Computerlabor befindet sich hier ein großer Spielbereich.

**Bereich III: Das „Bethaus“**  
Für die geistliche Profilierung unserer Arbeit ist ein separater Andachtsraum von allergrößter Bedeutung. Mitarbeitergebete sowie gemeinsame Abend- bzw. Mitternachtsgebete gehören fest zu den Angeboten der Jugendarbeit.

## Konzeption

### Unser Credo

- Jeder Mensch ist wertgeachtet in Gottes Augen.
- Gottes Liebe in Christus zu erfahren ist ein elementares Menschenrecht.
- Gott ist am Gelingen des Lebens interessiert.
- Jeder junge Mensch ist ein Juwel Gottes. Jungen Menschen gilt die Einladung des Evangeliums.
- Das Evangelium tut keinem Menschen Gewalt an und ist niemals beleidigend.
- Ehrung kommt vor Bekehrung.
- Im Kraftfeld des Evangeliums sollen junge Menschen vertrauensfähig, konfliktfähig und verantwortungsbereit werden.
- Das Evangelium schenkt Freiheit in Geborgenheit und hilft, die gottgeschenkten Gaben und Fähigkeiten in den Dienst der Gemeinschaft und der Versöhnung zu stellen.

### Unsere Vision

Wir möchten jungen Menschen einen ganzheitlichen Lebensraum anbieten, in dem sie

- persönliche Wertschätzung, Begleitung und Beratung erfahren,
- Glaubens- und Lebenshilfe empfangen,
- ihre Gaben entdecken und verwirklichen,
- gruppenübergreifende Beziehungen aufbauen,
- ihren Lebensstil und ihre Lebensziele verwirklichen und überprüfen,
- miteinander ein Leben in Verantwortung und Versöhnung einüben.

### Unser Profil

a) *Die spirituelle Mitte: Das Gebet*  
Offene Jugendarbeit braucht eine geistliche Mitte. Je größer die Offenheit des Angebotes und je niedriger die Eintrittsschwelle für die Gäste, desto wichtiger sind die geistlichen Kraftquellen und Lebensformen. Diese Mitte ist für uns vor allem das gemeinsame Gebet aller Mitarbeitenden und ihre gelebte Beziehung untereinander im Geist der Seligpreisungen. Damit bestreiten wir die in weiten Kreisen evangelischer Jugendarbeit vorherrschende Überzeugung, wonach offene Jugendarbeit auf explizite geistliche Lebensformen verzichten muss, um offen zu bleiben. Jedoch beziehen wir solche Lebensformen aus der Quelle des Gebetes zunächst auf die Lebens- und Dienstgemeinschaft aller Mitarbeitenden. Damit schöpfen wir aus dem Erfahrungsschatz *kommunitärer Gemeinschaften*.

Darum grenzen wir uns zugleich gegen die in Kreisen der missionarischen Jugendarbeit häufig zu findende Auffassung ab, wonach das geistliche Profil der Jugendarbeit vor allem auf expliziten Verkündigungselementen beruhe, die jede/r in Kauf zu nehmen hat, der zu uns kommt. Zugleich bestreiten wir die Auffassung, offene Jugendarbeit sei vor allem oder nur sozialdiakonisch zu begründen und müsse auf explizite religiöse Angebote verzichten. Ebenso wenig können wir uns mit der Behauptung zufriedengeben, das sogenannte „christliche Proprium“ könne sich nur in der Motivation der leitenden Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen spiegeln.

### b) Maßnahmen an den Grundbedürfnissen der Jugendlichen

Wir möchten uns aber weniger an den augenblicklichen, zufälligen und sich stets verändernden *vordergründigen* Bedürfnissen Jugendlicher orientieren als vielmehr an ihren *legitimen Grundbedürfnissen*.

In Anlehnung an pastoraltheologische Überlegungen von *Paul Michael Zulehner* lassen sich diese Grundbedürfnisse charakterisieren als Sehnsucht nach

- Zugehörigkeit und Geborgenheit in tragenden Beziehungen („Heimat“)
  - Unverwechselbarkeit und Einmaligkeit („Name“) und
  - Freiräumen zum Mitgestalten und Mitentscheiden („Ermächtigung“).
- An diesen drei Grundbedürfnissen orientiert sich die Gestalt unserer Arbeit. Wir erwarten, dass sie sich von dort her als relevant erweist.

### c) Seelsorgerliche Präsenz, beratende Kompetenz

Wir beabsichtigen mehr als „die Jugendlichen von der Straße zu holen“ oder Angebote unter dem Dach der Kirche zu machen, die Jugendliche genauso auch bei anderen „Anbietern“ finden können. Es geht uns um die Bereitstellung eines neuen Bezugsrahmens, der die Art des Umgangs miteinander verändern kann. Diese Form der Gastfreundschaft „ist ein Stück des neuen Milieus, das entsteht, wo die Gottesherrschaft Platz greift“ (Rolf Zerfaß, *Menschliche Seelsorge*, S.17). Darum muss die Ausweitung der Arbeit nach Möglichkeit in einem sinnvollen Verhältnis stehen zur Zahl ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und ihrer Kapazität und Kompetenz für begleitende Seelsorge.



Zur Alltagstauglichkeit des Glaubens unter Drogenabhängigen

# Expedition in den Raum der Diakonie

Gestern war ich wieder in der Klinik. Bei den schweren Jungs, die's nicht leicht haben. Die sind dort, um zu lernen, wie man ohne Drogen besser leben kann. Sie machen eine Therapie: Freiwillig zwingen sie sich dazu. Es ist im Rahmen ihres Strafvollzuges eine große Chance. Vielleicht ihre letzte. Seit Sommer letzten Jahres gehe ich dahin. Damals kam der erste Anruf vom Leiter der Klinik. Es war ihm selber damals ein Rätsel, aber die Jungs hatten um einen Gottesdienst gebeten. Seitdem gehe ich hin. Immer freitags, wenn die Woche vorbei ist und das Wochenendloch kommt.

Dann treffen wir uns in einem stillen Raum, in dem die Woche über Einzelgespräche und autogenes Training stattfinden. Nebenan ist der Kraftraum. Die wirklichen Gewichte aber versuchen wir zu stemmen.

Wir sitzen im Kreis. In der Mitte ein Rettungsring mit einer Kerze. Drum herum für jeden ein Teelicht, das wir anzünden, um uns anzumelden. Gott ist schon da, sein Licht leuchtet, und wir melden uns an. Sein Name ist: Ich bin da, ich bin für Dich da, mit mir kannst Du was erleben. Und wir kommen und sagen: Ich bin auch da.

Bei meinem ersten Kontakt sagte einer: „Herr Pfarrer, ich habe schon alles ausprobiert, nur Gott noch nicht. Den will ich jetzt testen!“ Da habe ich weiche Knie bekommen und dachte mir, dass ich die Nummer nicht bringen kann. Die wollen den lieben Gott auf seine Tauglichkeit testen und ich soll dafür grade stehen. Das kann doch wohl nicht sein. Aber es war für Fluchtversuche zu spät.

Wir waren bereits mitten drin. Und so haben wir angefangen, Gottesdienste zu feiern. Ganz formlos, ganz unmittelbar und doch mit Linie und Programm, haben Kerzen angezündet und gebetet, Musik gehört und ich habe jedes Mal eine biblische Geschichte erzählt, passend zu einem Symbol, das jeweils einer aus der Gruppe als Zeichen für seinen Glauben zuvor ausgewählt hatte.

Und dann machen wir jedes Mal eine Sammelbestellung an Gott. Wir sammeln, was die Leute beten würden, wenn sie

beten würden. Ich erkläre mich bereit, Briefträger zu sein und alles, womit sie mich beauftragen, weiter zu reichen. Ohne es zu merken, sind die Aufträge an mich, längst selbst gesprochene Gebete. Das würde keiner so sagen. Ist auch egal.

Wenn alle sich geäußert haben, spreche ich ein Gebet und versuche alles aufzunehmen, was gesagt und gemeint ist. Und da geht es doch im Grunde immer um dieselben Problemkreise:

Werden mir diejenigen, die ich so enttäuscht habe, jemals verzeihen? Wie kann ich mir selber vergeben? Werde ich noch lieb gehabt? Wie oft darf ich von vorne anfangen? Das sind die Fragen. Und je öfter ich sie höre und fühle, umso deutlicher wird mir, dass sie nicht exklusiv in die Klinik gehören, sondern zu jedem von uns. Und alles, was ich sonst über meinen Glauben sage, muss sich dort bei den Jungs sagen lassen, oder es ist untauglich für das lebensgefährliche Leben. Und alles, was ich glaube, muss ich mit ihnen zusammen glauben können. Die nehmen keine ungedeckten Schecks. Christsein auf Bewährung. So heißt das Thema für mich. Gestern war ich wieder dort. Grenzwertig diese Erfahrung.

Wenn ich da sitze und nach Worten suche, die nicht ausgehöhlt und nicht oberflächlich klingen. Wenn ich die gute Nachricht von der Liebe Gottes so buchstabieren will, dass sie tatsächlich gehört werden kann, von denen, die süchtig sind nach Sinn und Ziel und Halt.

Ich bin dabei, eine neue Sprache zu lernen. Eine Weltsprache wird es wohl sein müssen. Eine Sprache für meinen Glauben außerhalb klerikaler Vereinbarungen und Kodierungen.

Ich wage mich in eine Welt, die überhaupt nichts versteht von meiner üblichen Liturgie des Gottesdienstes. Und doch spüre ich, wie Psalmen, wie Vater Unser, wie der Segen unersetzbar Geländer und Hilfe sind. Und ich lerne auch, dass Worte allein nicht genügen. Segen kann nicht mit Fernwärme allein gesendet und gesendet werden.

Ich habe angefangen, die Nähe von Liturgie und zarter Zärtlichkeit zu entdecken, wage es immer entschlossen

behutsamer die Hände aufzulegen, zu berühren. Interessant, dass ich mit meinem Grenzgang nicht etwa auf Ablehnung stoße. Sie rufen mich jede zweite Woche. Ich habe gehörigen Respekt vor jedem neuen Versuch.

Zuletzt habe ich von Petrus und dem Hahn erzählt und von der Chance, das Versagen und Verzagen wieder aufzuholen, so wie es zwischen Petrus und Jesus war. Von wegen: Es kräht kein Hahn danach, wie es mir geht ...

Und so bin ich gerade dabei, mit meiner Mission im Raum der Diakonie neue Koordinaten zu entdecken. Und seitdem habe ich auch Kontakt zu der Mitarbeiter-schaft. Und bei der ist es irgendwie ganz ähnlich. Die gewünschten Themenkomplexe für gemeinsame Tagungen kreisen im Grunde ebenso um Sinn und Ziel, Glauben und Zweifel, Angst und Verlust.

Es sind die bohrenden Fragen nach dem Umgang mit der Frustration, der vergeblich investierten Liebesmüh, es geht um die Frage nach Tod und Sterben, nach Gebet und gelebtem Glauben.

Die Feste des Kirchenjahres entlang spüren wir das alte Credo mit neuen Augen auf. Die Expedition in den Raum der Diakonie ist für alles missionarische Handeln zunehmend Verpflichtung, Fürsorgepflicht im Umgang mit Mitarbeitenden und Betreuten. Der Dialog ist eine Herausforderung, die uns Rechenschaft abverlangt über den Grund unserer Hoffnung. Und das kann nicht schaden, das ist die absolut angesagte Relevanzkontrolle. Daran können wir die Alltagstauglichkeit unseres missionarischen Handelns testen. Ich gehe zu, dass es mir manchmal wie eine Mutprobe vorkommt. Wenn ich daran denke, dass ich nächste Woche wieder hingehen soll, in die Klinik.

Dann werde ich Ostern erklären, das unerklärliche Fest. Zuerst mir und dann den Jungs. Das ist meine Mission!



Dr. Ludwig Burgdörfer ist im „Missionarisch-Ökumenischen Dienst“ (MÖD) der Evangelischen Kirche der Pfalz Leiter des Arbeitsbereichs Volksmission.



## Missionarische und diakonische Existenz in nachchristlicher Zeit

### I. Aufbruch zu einer missionarisch-diakonischen Kirche?

„Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh. 20,21) heißt die Kurzfassung des Missionsbefehls Jesu. Mission verdankt sich der Lust und Leidenschaft Gottes am Menschen (vgl. Psalm 118,20). Sie ist zunächst und zuerst gar kein menschliches Unterfangen, sondern Missio Dei: die Sendung des Sohnes durch den Vater in der ganzen Tiefe und Breite des von ihm angenommenen Menschseins, mit seinem Verkündigen und Lehren, Helfen und Heilen, Leiden und Sterben, mit dem Ziel der Versöhnung jedes Menschen und der durch nichts mehr getrüben

Gemeinschaft des Schöpfers mit seinem Geschöpf.

Die Sendung der Jüngerinnen und Jünger, die Mission der Kirche, ist also nichts anderes als die Teilnahme an der Sendung Jesu Christi, und zwar in der Weise der Zeugenschaft: Wir sind nicht die Macher, die die Welt zu retten hätten, wohl aber die Zeugen der in Jesus Christus schon geschehenen Versöhnung und laden darum „an Christi statt“, also im Auftrag und Dienst seines eigenen Werkes, alle dazu ein: „Lasst euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5,20)

#### a) „Mission“ und „Evangelisation“ – Heilung der Begriffe und Einstellungen

„Alle Bemühungen um den missionarischen Auftrag fangen damit an, zu erkennen und zu beschreiben, wie schön,

notwendig und wohltuend die christliche Botschaft ist.“ (Kundgebung, S. 17)

Die Leipziger Kundgebung hat diese verheißungsorientierte Aussage über „Evangelisation“ und den „missionarischen Auftrag“ an den Anfang gestellt und sie damit zugleich einem vorurteilsbeladenen und gesetzlichen Negativbild entgegengesetzt. Wir kennen sie ja alle, diese Vorurteile – vielleicht im Einzelfall auch tatsächliche Negativerfahrungen – gegenüber Evangelisation: „Manipulation und Indoktrination, Simplifizierung statt Elementarisierung, angstbesetzter Entscheidungsdruck, individualistische Engführung des Evangeliums“ usw. Man muss sich aber fragen, warum diese Vorurteile zum Teil bis heute im Raum der Kirche transportiert und mitunter sogar gepflegt werden.

**b) „Mission“, „Evangelisation“ und „Diakonie“ – Begriffsklärung in unserer nachchristlichen und pluralistischen Gesellschaft**

Mit 32% Bevölkerungsanteil ist die Evangelische Kirche im Mutterland der Reformation Minderheitskirche geworden, auch wenn sie zusammen mit der katholischen Schwesterkirche noch eine christliche Mehrheit bildet. Vor allem: Nicht nur die 30 Millionen Nichtchristen in unserem Land sind Adressaten erstmissionarischer Verkündigung. Immer mehr wird Kirchenmitgliedschaft in der pluralistischen Gesellschaft zu einer Sache persönlicher und bewusster Entscheidung.

Auf diesem Hintergrund empfiehlt es sich, „Mission“ ganz im biblischen Sinne als umfassenden Zeugnisauftrag der Kirche zu verstehen (Matth. 28,18ff., Joh. 20,21; vgl. die dritte Barmer These). Dieses Zeugnis hat zwei Gestalten: die „erstmissionarische“, glaubenweckende und glaubenstärkende Verkündigung, die wir „Evangelisation“ nennen, und die dienende Liebe an den Fronten leiblicher Not, seelischer Bedrängnis und sozial ungerechter Verhältnisse, die wir mit dem Wort „Diakonie“ bezeichnen. Diese beiden Gestalten sind deutlich zu unterscheiden, aber keinesfalls zu trennen. In diesem Sinne empfinde ich die geltende Präambel des Diakonischen Werks nach wie vor als hilfreich und vorbildlich:

„Die Kirche hat den Auftrag, Gottes Liebe zur Welt in Jesus Christus allen Menschen zu bezeugen. Diakonie ist eine Gestalt dieses Zeugnisses und nimmt sich besonders der Menschen in leiblicher Not, in seelischer Bedrängnis und in sozial ungerechten Verhältnissen an. Sie sucht auch die Ursachen dieser Nöte zu beheben. Sie richtet sich in ökumenischer Weite an einzelne und Gruppen, an Nahe und Ferne, an Christen und Nichtchristen. Da die Entfremdung von Gott die tiefste Not des Menschen ist und sein Heil und Wohl untrennbar zusammengehören, vollzieht sich Diakonie in Wort und Tat als ganzheitlicher Dienst am Menschen.“

**c) Evangelisation und Diakonie brauchen einander**

Sie sind zwei unterschiedliche Gestalten des einen missionarischen Auftrags.

**1. Evangelisation braucht Diakonie:**

Evangelisation ohne soziales Handeln, ohne die soziale Dimension des Evangeliums und die diakonische Konsequenz des Glaubens, läuft Gefahr,



- die Botschaft von dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus und die Ansage seiner alle und alles verwandelnden Herrschaft auf die Zusage des persönlichen Heils einzuschränken;
- den Ruf zum Glauben individualistisch zu verkürzen auf Kosten der Berufung in die Sozialgestalt und Kultur der christlichen Gemeinde;
- den Ruf zur Umkehr auf die Glaubensentscheidung zu konzentrieren und die Frage der unterschiedlichen Lebenssituationen, Lebenswelten und Lebensperspektiven zu vernachlässigen;
- das Evangelium des umfassenden Heils „für die Armen“ zu verschweigen und nur in den evangelistischen, nicht in den diakonischen Dienst zu rufen.

2. *Diakonie braucht Evangelisation:* Soziales Handeln von Christen ohne Evangelisation, ohne ständige Erweckung und Erneuerung aus dem Evangelium und ohne Hinführung zum Evangelium, läuft Gefahr

- sich von der geschwisterlich tragenden und begleitenden Gemeinschaft der Schwestern und Brüder zu isolieren;
- ohne den Trost und die Weisung des Evangeliums einer neuen Gesetzmäßigkeit der „sozialen Selbstverwirklichung“ zu verfallen;
- ohne die Kraft des Gebets, des Komens des Geistes Jesu und der Verheißung des Reiches Gottes am Auftrag zu resignieren;

- die grundlegende Solidarität mit dem Hilfebedürftigen zu verlassen und ihm das Angebot der umfassenden, ganzheitlichen und endgültigen Hilfe vorzuenthalten;
- den Zeugnisauftrag zu verraten und zum angepassten Erfüllungsgehilfen des Sozialstaats im Sinne einer Diakonie als „staatliche Sozialarbeit in kirchlicher Trägerschaft“ zu werden.

**II. Wie wird die verkündigende Gemeinde diakonisch?**

1. Wie jeder Christ ein Missionar ist, so ist auch jeder Christ ein Diakon. Leben in der Nachfolge Jesu lässt sich die Diakonie Jesu gefallen (Mt 20,28 und Joh 13), aber gewinnt auch Gestalt im Weitergeben der empfangenen Liebe als „spontane Diakonie“ im Diakonentum aller Glaubenden (Wichern).
2. Gemeinde wird diakonisch, indem sie nicht bei sich selbst bleibt, sondern dem Missionsbefehl Jesu folgt (Mt 28,18; Joh 20,21), und das bedeutet *grenzüberschreitende* Verkündigung und Diakonie.
3. Als „Kirche der Armen“ nimmt sich die Gemeinde selbstverständlich der hilfebedürftigen „Genossen des Glaubens“ (Gal 6,10) an. Aber sie erkennt auch die Not des Fremden und Anderen als Herausforderung zur Diakonie an den „geringsten Schwestern und Brüdern“ Jesu, *unabhängig von ihrer sozialen, weltan-*

**„Wie jeder Christ ein Missionar ist, so ist auch jeder Christ ein Diakon. Gemeinde wird diakonisch, indem sie dem Missionsbefehl Jesu folgt.“**

*schaulichen und nationalen bzw. ethnischen Herkunft* (Mt 25,40; vgl. Lk 10,25–37).

4. Die Gemeinde wird diakonisch, wenn sie ihre Verkündigung mit *dem glaubwürdigen Angebot von Gemeinschaft und Lebensgestaltung* für die Partner ihrer Hilfe verbindet.
5. Die Gemeinde wird diakonisch, wenn sie ihr Hilfehandeln mit dem Angebot der *Seelsorge und der Einladung zum Glauben* verbindet, aber auch dann bei den Betroffenen ausharrt, wenn sie diese Einladung nicht oder nicht erkennbar annehmen. Insofern führt Diakonie weit über Bekehrung und Gemeindegewinnung hinaus in den Horizont und die Verheißung des Reiches Gottes. Das „Reich Gottes“ ist größer als die Kirche.
6. Die Gemeinde wird diakonisch, wenn sie ihren Diakonierauftrag nicht nur der „spontanen Diakonie“ ihrer Mitglieder überlässt, sondern ihn darüber hinaus – hinsichtlich der Zielgruppen, Ziele und den Mitarbeitenden Dienstaufteilung – in einem *geordneten Diakoniat* organisiert.
7. Die Gemeinde wird diakonisch, wenn sie unter den Rahmenbedingungen des heutigen Sozialstaats wahrnimmt und realisiert, dass sie *am Schnittpunkt eines genuin christlichen und eines zugleich gesellschaftlichen Auftrags* steht.
8. Die Ortsgemeinde ist zwar nicht die einzige, wohl aber die zentrale Gestalt der Kirche Jesu Christi. Hier gilt schon innerkirchlich das Subsidiaritätsprinzip: Alles, was an diakonischen Diensten durch sie und ihre Mitglieder geschehen kann, soll

auch durch sie geschehen und darf nicht wegdelegiert werden. Die „diakonische Gemeinde“ ist integrierte, gottesdienstliche, offene und „charismatische Gemeinde“.

9. Weit mehr Gemeindeglieder, als vielfach angenommen wird, sind zu ehrenamtlichem Engagement in der Diakonie bereit. Ein *Konzept und eine „Kultur des Ehrenamts“* mit verantwortlicher Auswahl, Anleitung, Begleitung und Anerkennung ist zu entwickeln.

10. An Diensten für „Ehrenamtliche“ (engl. volunteers=Freiwillige) ist kein Mangel: Besuchsdienste, Flüchtlingsarbeitskreis, Kleiderkammer, Wärmestube für Obdachlose u.a.m. Klassische Arbeitsfelder der Gemeindediakonie sind u.a. Kindergartenarbeit, Altentagesstätte, Diakoniestation und ein Altenpflegeheim.

11. Auch eine noch so lebendige diakonische Gemeinde (mit Gemeindediakonieausschuss oder diakonisch versierter Leitung) kann sich bei weitem nicht aller Probleme und Nöte in ihrem Bereich annehmen. Eine Gemeinde wird nachhaltig diakonisch, wenn sie sich einerseits ihrer personellen, fachlichen und finanziellen *Begrenzung* bewusst ist und die Vernetzung zu übergreifenden Diensten und Werken sucht. Aber sie muss dabei *ihr diakonisches Profil und die „soziale Dienstleistung“* gesellschaftspolitisch *einladend und offensiv vertreten*.

**III. Wie gewinnt die Diakonie ihr diakonisch-missionarisches Profil?**

1. Die Diakonie, in Deutschland mit 30.000 Einrichtungen und annähernd 400.000 hauptamtlichen und ebenso vielen ehrenamtlichen Mitarbeitenden zweitgrößter Arbeitgeber in der Bundesrepublik, steht immer wieder im Verdacht, sich mehr an ihrem gesellschaftlichen Auftrag und an sozialstaatlich vorgegebenen Qualitäts- und Professionalitätsstandards zu orientieren als am Diakonierauftrag Jesu. Zunehmende „Selbstsäkularisierung“ (Wolfgang Huber) und Entfremdung von Kirche und Gemeinde, verstärkt durch „Globalisierung“ und „Ökonomisierung des Sozialen“, sind die Hauptkritikpunkte.
2. Diakonie muss sich darum heute verstärkt auf ihre *geistlichen Wurzeln* besinnen und gesellschaftspolitisch offensiv für die bisher tragenden Sozialstaatsprinzipien der Subsidiarität und positiven weltanschaulichen Neutralität des Staates eintreten.
3. Die Diakonie kann und muss sich auf dem heutigen Sozialmarkt dem


Wettbewerb der Dienstleistungen *mit der Qualität ihrer spezifischen Dienstleistung* behaupten: Beteiligung der Betroffenen, Fürsprecherfunktion für die Hilfebedürftigen, soziale Wärme und persönliche Zuwendung, ganzheitliche Versorgung und geistliche Begleitung.

4. Die Diakonie wird den Wertewandel und Werteverfall unserer Gesellschaft nur als *bekennende Diakonie* bestehen: z.B. im gegenwärtigen Streit zwischen christlichem Menschenbild und utilitaristischer Bioethik, zumal am Anfang und Ende des Lebens.

5. Die Mitarbeitenden im diakonischen Bereich haben in ihrer Tätigkeit besondere Chancen, *die Botschaft von Jesus Christus weiterzusagen*. „Der missionarische Auftrag sollte bei der Auswahl der Mitarbeitenden, bei ihrer Ausbildung und durch spezifische Maßnahmen der Fortbildung berücksichtigt werden.“ (Kundgebung der EKD-Synode zur Zukunft der Diakonie, November 1998).

6. Die christlichen Träger der Diakonie, seien es Gemeinden, Kirchenkreise oder freie Werke, tragen eine besondere Verantwortung für Mitarbeitermotivation und -pflege, Mitarbeiterqualifikation und -beteiligung und dabei für den Aufbau einer Glaubens- und Dienstgemeinschaft. *Diakonie kann „gemeindlich“ werden und wird auch immer wieder „gemeindlich“*, wenn sich vor Ort und in der Praxis des Dienstes eine Glaubens- und Dienstgemeinschaft bildet, die das Subjekt des Handelns und des gemeinsamen Lebens mit den der Diakonie anvertrauten Menschen ist.

7. Es ist gut, wenn die Kirche und ihre Gemeinden *den Dienst der in der Diakonie Tätigen wahrnimmt, wertschätzt und in ihr Gebet einschließt*, wie in der zitierten EKD-Kundgebung (1998) geschehen: „Die Synode dankt allen hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich im Geist Christi für ihre Mitmenschen einsetzen und persönliche Opfer nicht scheuen. Sie bringen nicht nur ihre Arbeit ein, sondern auch sich selbst, ihren Glauben, ihre Haltung, ihr Engagement, ihre Bereitschaft zur Anteilnahme und zum Mitleiden.“



Dr. Rudolf Weth war von 1973 bis Anfang 2004 Direktor des „Erziehungsvereins Neukirchen-Vluyn“, einer diakonischen Einrichtung, die schwerpunktmäßig unter Jugendlichen arbeitet, und Dozent an der dortigen Diakonenausbildungsstätte. Er ist u.a. Autor des Buches „Kirche in der Sendung Jesu Christi“.



# Mehr Leib, mehr Worte, mehr Gesten

Mit Hilfe Ehrenamtlicher muss die Diakonie eine Kultur der Zuwendung entwickeln. Wo Fürsorge und Seelsorge vollständig segmentiert und an verschiedene Berufsgruppen delegiert werden, verliert die Seelsorge ihren Lebenskontext. Und die Diakonie wird profillos, wenn sie ihre „innere Achse“ vergisst. Diese These stellt Cornelia Coenen-Marx auf. Hier ein Abdruck aus: zeitzeichen 1/2004, S. 17ff (leicht gekürzt).

Dass Körper, Seele und Geist in Gesundheitskonzepten einbezogen werden, ist inzwischen Standard. Algenpackungen und Fußreflexzonenmassagen sind Streicheleinheiten für die Seele und werden zelebriert wie Salbung und Fußwaschung.

Dabei geht es auch darum, die Selbstheilungskräfte zu stärken. Denn, so die populäre Vorstellung aus Fernost, wenn die Lebensenergie blockiert ist, wird der Mensch krank. Deswegen sind mit holistischen Therapien auch moralische Hinweise verbunden: Achtsamkeit und Respekt, persönliche Integrität, Vergebungsbereitschaft und Wahrheitsliebe kehren auf dem Umweg über den popularisierten achtfachen Pfad in die Werteskala der nachchristlichen Welt zurück. Wo diese Werte verletzt werden, schlägt sich das – der fernöstlich geprägten Theorie zufolge – auch körperlich nieder. Denn letztlich ist der Leib Ausdruck der Seele, ist *soulbody*.

Zu Recht fürchten manche, dass damit das alte Verständnis von Krankheit als Sünde und Strafe eine Renaissance feiert. Man könnte aber auch fragen, warum die Kirche die Seelsorge den Körpertherapeuten überlässt. Denn dass bei Qui Gong oder Yoga religiöse Bedürfnisse angesprochen werden, ist unstrittig. Liebe zum Leben und Dankbarkeit werden eingeübt, man sammelt Himmelsenergie und schenkt Segenskraft. Unsere Seelsorge dagegen ist wenig integrativ, unsere Spiritualität kaum leiborientiert. Und das, obwohl in einem der wichtigsten Bekenntnistexte davon die Rede ist, dass wir mit Leib und Seele zu Jesus Christus gehören.

## Der Mensch – ein Ganzes

Die dualistische Trennung von Leib und Seele, die unsere Zivilisation prägt, ist keinesfalls Ausdruck des biblischen Menschenbildes. Die hebräische Bibel, das Alte Testament, betrachtet den Menschen als unteilbares psychosomatisches Ganzes. Genesis 2 macht klar: der Mensch besitzt nicht eine Seele, er ist lebendige Seele – sein Lebendigsein ist von der Gottesbeziehung her bestimmt, die ihm Leben und Lebenskraft gibt. Nefesch ist Lebensenergie und Lebensbejahung. Und auch für Paulus ist der Mensch Leib-Seele-Einheit, die Seele ist das Prinzip der Beseelung des Leibes, während der Geist den Menschen in dieser Leib-Seele-Einheit vor Gott stellt.

Die moderne Naturwissenschaft hat diesen Zusammenhang wiederentdeckt, die physische Seite aller Bewusstseinsprozesse liegt in der Hirnforschung offen zutage – allerdings um den Preis der

Gottesbeziehung. Religion ist dann im Schläfenlappen lokalisiert und hat mit den Träumen der Menschen zu tun.

Der geschlossene Himmel wird Projektionsfläche des Geistes. In diesem Kontext hat es die kerygmatische Seite der Seelsorge schwer. Seelsorge als umfassende Fürsorge für das Leben, für die Lebenskraft, die in offenen Beziehungen wächst, ist aber mehr denn je gefragt.

Das muss sich vor allem da bewähren, wo die Brüchigkeit des Lebens spürbar wird. „Weil Gott weder den seelischen noch den körperlichen Aspekt des Menschen bevorzugt, darum bedarf christliche Diakonie der engsten Zusammenarbeit aller helfenden Berufe, die nur als Team jener Realität gerecht werden können, mit der sie Gott in Gestalt des leidenden Menschen konfrontiert“, hat der praktische Theologe Dietrich Stolberg geschrieben. Angesichts der Ökonomisierung und Technisierung des heutigen Gesundheitswesens bleibt diese Einsicht in den meisten Fällen Utopie.

## Überforderte Pfleger

Auch wenn wir viel über Patientenrechte und Patientenautonomie reden: Die Wirklichkeit in einem überforderten Pflege-team, die Realität in einem Altenpflegeheim konfrontierten uns oft genug mit Hierarchien und Abhängigkeiten, ja, auch mit einer entmündigenden Sprache. Der wirtschaftliche Umgang mit Zeit, das Dringen auf Effektivität und Kontrolle schlagen sich auch im Pflegegeschehen nieder. Und weil Pflege grundsätzlich ein Beziehungsgeschehen ist, wird auch da kommuniziert, wo nicht gesprochen wird.

Die körperliche Berührung tangiert eben auch die psychische Haut. Und indem ein abhängiger und ohnmächtiger Mensch distanziert und funktional behandelt wird, können längst vergessene, körperliche Erinnerungen geweckt werden. Liegengelassen und abgefertigt fühlen sich Menschen noch einmal, ungehalten, ungeliebt, übersehen. Auch im Altenheim geht es um die frühe Kindheit oder den Umgang mit der sexuellen Identität. Wer sicher sein kann, dass seine Verletzungen wahrgenommen werden, kann Selbstheilungskräfte aktivieren, Identität wahren. Fürsorgliche Zuwendung ist ein Schlüssel nicht nur für die Arbeit von Seelsorgerinnen und Seelsorgern, sondern auch von Ärzten, Pflegenden und allen anderen im Gesundheitswesen. Sie braucht allerdings eine tragende Struktur, die über lange Zeit gerade auch von christlichen Ein-

richtungen geboten wurde. Schließlich war die Schwester – gerade in Gestalt der Diakonisse – nichts anderes als ein lebendes Bild von Mütterlichkeit oder Schwesterlichkeit, das für Vertrauen bürgte. Schwesterlichkeit aber hat es heute nicht leicht. In unserem Medizinsystem wie in der Sozialwirtschaft haben Effektivität und Wirtschaftlichkeit weit mehr Gewicht.

Und dennoch zeigt die Bewegung zu Wellness und Alternativmedizin, dass Menschen sich nach solcher Zuwendung sehnen und übrigens auch bereit sind, Geld dafür auszugeben. Wir stehen vor dem merkwürdigen Zwiespalt, dass Bürgerbewegungen wie die Hospizbewegung solche Sehnsüchte aufnehmen, psychosomatische und soziale Zusammenhänge wahrnehmen, ja sogar spirituellen Erfahrungen Raum geben, während die diakonische Kultur in der Krise des Sozialstaats mehr und mehr unter Druck gerät. Aufbrüche sind da zu verzeichnen, wo an dieser Bruchstelle gearbeitet wird. Im Projekt „Palliativversorgung und Sterbebegleitung“ der Kaiserswerther Diakonie war die Seelsorge Impulsgeberin für die Entwicklung einer palliativen Kultur in Krankenhaus und Altenhilfe, die alle Aspekte einer ganzheitlichen Begleitung umfasst. So entstanden Standards für die Begleitung Sterbender und den Umgang mit toten Menschen, für Ethikberatung und Abschiedsgottesdienste. Wie in vielen Einrichtungen wurde der Abschiedsraum neu gestaltet. Neue Rituale wurden entwickelt. Sie erweisen sich als offen für zwischenmenschliche wie religiöse Gestaltung, sie geben Halt in verunsichernden Situationen und drücken Wertschätzung aus. Damit das gelingt, bedarf es eines offenen Blicks auf die verschiedenen Kulturen, Konfessionen und Religionen, die Berufsgruppen und Freiwilligen, die einer diakonischen Einrichtung Hilfe geben und erfahren.

... Dem überholten Dualismus von Körper und Seele entspricht der Dualismus von Kirche und Diakonie, der sich bis in die Seelsorge auswirkt. Dabei geht es in Ehe- und Lebensberatungsstellen, die in der Regel kirchlich organisiert sind, um die gleichen ganzheitlichen Fragen wie in Schuldner- oder Suchtberatung, die in der Diakonie ressortieren. Wo aber Fürsorge und Seelsorge vollständig segmentiert und an verschiedene Berufsgruppen delegiert werden, verliert die Seelsorge ihren Lebenskontext, weil sie diakonisch-soziale Angebote nicht mit einbezieht. Und die Diakonie wird profillos, weil sie ihre innere Achse vergisst.

## Neue Kultur der Zuwendung

Vernetztes und interprofessionelles Arbeiten ist darum die Konsequenz eines ganzheitlichen Ansatzes. Auch in den Gemeinden muss sich die Seelsorge mit diakonischen Dienstleistern verknüpfen. Vorbildlich geschieht das in den kirchlichen Trauer- und Bestattungshäusern, die inzwischen den Dienst aufgenommen haben. Hier wird ganzheitlich gehandelt – am toten wie an den trauernden Menschen. Es lässt sich fragen, wie Gemeinden mit Geburtshäusern, aber auch mit freien Hospiz- und Pflegediensten zusammenarbeiten können. Auch Gottesdienste und Kasualien integrieren zwar symbolisches Handeln – man denke an Salbungs-, Heilungs- und Segnungsgottesdienste – doch fehlt ihnen oft der gesellschaftliche Bezugspunkt. Dabei spielt der Ort eine große Rolle. So hat ein Gedenkgottesdienst für Verstorbene im Krankenhaus oder Altenheim eine besondere Dichte. Warum sollten dort nicht auch Heilungsgottesdienste stattfinden? Es wäre an der Zeit, das naturwissenschaftliche Denken mit der christlichen Vorstellung der ganzen leib-seelischen Person zu konfrontieren und beides zu integrieren. Der Zusammenhang von Heil und Heilung gewinnt als gesellschaftliches Thema an Bedeutung. Darum wird es höchste Zeit, dass wir die diakonischen Erfahrungen dorthin bringen, wo die Menschen ihren Alltag leben, in die Gemeinden.

Letztlich werden es die Laien sein, die gefragt sind, wenn es um eine neue Kultur der Zuwendung geht – nicht nur die Amtsträger. Die Bürger, nicht nur die Profis. Jede Christin und jeder Christ sollte in der Lage sein, ein Kind nach der Geburt zu segnen und der Mutter Wertschätzung zu erweisen, ein Begrüßungsritual zu gestalten – vor der Taufe und bei der Taufe. Pflegende Angehörige sollten mehr erfahren über Salbungs- und Abschiedsrituale. Nicht zu reden von Hausaltären und Segenszeichen – oder wollen wir all diesen Esoterikern überlassen? Worte und Gesten, die Leib und Seele schützen, sind gefragt. unsere Traditionen sind reich daran, wir müssen sie nur wiederentdecken und teilen.



Cornelia Coenen-Marx, über viele Jahre Vorsteherin der Kaiserswerther Diakonie, ist seit Mitte 2004 Oberkirchenrätin bei der EKD.

## Leitbild Diakonie – damit Leben gelingt!

Unter diesem Motto hat sich das Diakonische Werk der EKD 1997 ein Leitbild gegeben. Im Vorwort der Schrift „Leitbild Diakonie – damit Leben gelingt“ heißt es: „Mit dem Leitbild beschreiben wir, wie Diakonie ist, und mehr noch, wie sie sein kann. Ob diese Diakonie von morgen Wirklichkeit wird, hängt von unserer Bereitschaft ab, das Leitbild gemeinsam mit Leben zu erfüllen. Wir nehmen uns vor, das Leitbild in unserer täglichen Arbeit vorzuleben, es verbindlich und überprüfbar zu machen...“

In dieser und den folgenden Ausgaben von **mi-di** soll jeweils einer der 8 Leitsätze ausführlich zitiert werden.

### 1. Wir orientieren unser Handeln an der Bibel.

- Wir nehmen den einzelnen Menschen wahr.
- Darin sehen wir unseren Auftrag in der Nachfolge Jesu.
- Wir schauen Not, Leid und Schwäche als Teil des Lebens ins Gesicht.
- Wir wenden uns nicht ab, sondern lassen uns anrühren.
- Dazu befähigen uns das Leiden und Sterben Jesu am Kreuz.
- Seine Auferstehung schenkt uns den Glauben an die Überwindung des Todes.
- Aus dieser Hoffnung handeln wir auch, auch in Krisen, die uns mitten im Leben begegnen.
- Durch den heiligen Geist ist sie in uns lebendig.
- Unser Glaube spricht durch Taten. Er zeigt sich in der Art, wie wir tun, was wir tun. Wir geben weiter, was wir von Gott empfangen. Es ist das Besondere christlicher Auferstehungshoffnung, Bruchstückhaftigkeit als Teil und Kennzeichen menschlichen Lebens anzunehmen. Wir leben in der Gewissheit, dass Gottes Wort uns mit der Hoffnung auf Überwindung allen Leidens und des Todes dann aufrichtet, wenn wir am Ende sind.

### Die anderen Leitsätze:

2. Wir achten die Würde jedes Menschen.
3. Wir leisten Hilfe und verschaffen Gehör.
4. Wir sind aus einer lebendigen Tradition innovativ.
5. Wir sind eine Dienstgemeinschaft von Frauen und Männern im Haupt- und Ehrenamt.
6. Wir sind dort, wo uns Menschen brauchen.
7. Wir sind Kirche.
8. Wir setzen uns ein für das Leben in der Einen Welt.

Danke

Herr, ich habe Fehler gemacht  
und viel Schlimmes getan.  
Doch ich tat das wie in deinem Namen.  
Herr, ich habe viel Schlimmes gesehen  
und viel Elend.  
Doch ich sah es wie in deinem Namen.  
Du umgeben von Stahl und Beton,  
von kalten Menschen.  
Doch viel Schlimmes sind die Schranken  
meines Verstandes und Geistes.  
Herr ich lebe schon lang.  
Doch ich lebte wie in und für dich.  
Herr ich bin umgeben von Menschen  
und trotzdem allein.  
Meine Gedanken und mein Verstand  
spielt mir so manchen Streich.  
Doch, Herr, seit dem ich dich kennen  
lebt eine wohlige Wärme in mir  
Du hast mich neu geboren und alles,  
was zuvor war und geschehen ist nichtig,  
und dafür, Herr, danke ich dir.  
Amen.

Mathias K., 23 Jahre,  
Justizvollzugsanstalt  
Icktershausen

## „Mit Feder und Farbe“

In der Justizvollzugsanstalt Berlin-Charlottenburg wurden am 12. November die Preise des Wettbewerbs „Mit Feder und Farbe“ verliehen. Mit 120 Text- und Bildbeiträgen beteiligten sich junge Inhaftierte an dem Wettbewerbs der von der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste und der Aussiedlerseelsorge der EKD in Zusammenarbeit mit der EKD-Gefangenenseelsorge, Berlin, zum Thema der Ökumenischen Dekade „Überwinden von Gewalt“ ausgeschrieben war. Bischof Klaus Wollenweber, Görlitz, der Schirmherr dieser Aktion, überreichte den 1. Preis der Kategorie Bild an Eduard K. aus der Jugendstrafanstalt Rosdorf, der persönlich an der Preisverleihung teilnehmen konnte. Auch zwei Teilnehmer aus Berlin, die inzwischen aus dem Strafvollzug entlassen sind, konnten an der Preisvergabe teilnehmen. Die anderen Preise wurden Mitarbeitern der Strafanstalten übergeben. AMD-Generalsekretär Hartmut Barend, Berlin, erklärte, der Wettbewerb habe versucht, den Gefangenen neue Perspektiven für ein Leben ohne Gewalt aufzuzeigen. „Gott will keine Gewalt, sondern Frieden unter den Menschen“.

Der Vorsitzende des Schwarzen Kreuzes, Offried Junk, Celle, forderte die Anwesenden auf, sich für mehr Ehrenamtliche in der Gefangenenhilfe einzusetzen. „Gefangene brauchen Menschen, die auf sie zugehen. Der Strafvollzug dürfe nicht länger als Tabu-Thema angesehen werden“. Pfarrer und Liedermacher Clemens Bittlinger, der auch zur Jury des Wettbewerbs gehörte, gestaltete sehr eindrücklich mit seinen Liedbeiträgen den musikalischen Rahmen der Preisverleihung.

Bischof Wollenweber plädierte in seiner Rede dafür, dass aus dem Überwinden von Gewalt ein Suchen nach Freunden werden kann, die mit Herz und Verstand gemeinsam Wege finden, die aus der Gewalt herausführen.

Der Wettbewerb und seine Preisverleihung waren allerdings nur ein Zwischenschritt mit dem Ziel, Arbeitshilfen für die Gefängnisseelsorge zu erstellen, die das Thema „Gewalt überwinden“ aufnehmen. Die eingereichten Texte und Bilder sollen die Grundlage für Gesprächsanleitungen bilden, sich mit Ursachen und Formen von Gewalt auseinanderzusetzen. Im Verlauf des Jahres 2004 wird die Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste im Diakonischen Werk der EKD, Berlin, zu einem Workshop einladen, an dem Mitarbeitende der Gefängnisseelsorge, der Aussiedlerseelsorge und des Schwarzen Kreuzes beteiligt sein werden, um die Weiterarbeit an diesem Arbeitsmaterial zu beraten.



Inge Bühner ist  
Bbeauftragte der  
AMD für die Aus-  
siedler-Seelsorge.

## Die christliche Gemeinde und ihr Heilungsauftrag

**Bericht über eine Konsultation der AMD (in Verbindung mit der Theol. Abteilung des Diakonischen Werks der EKD) in der Diakonischen Akademie Berlin (31. 5. bis 2. 6. 2004)**

Hat der Glaube, hat die christliche Gemeinde eine therapeutische Kraft? Wo zeigt sie sich, wie wirkt sie sich aus, was gilt es neu zu entdecken und neu auszuprobieren? Die Frage erwacht in vielen Kirchen der Welt im Bewusstsein, dass der Sendungsauftrag Jesu sich nicht nur auf die Wortverkündigung bezieht, sondern auch lautet: „Heilt die Kranken!“

Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den Bereichen Medizin, Diakonie und Gemeinde haben sich in Berlin zusammen gefunden und waren sich einig, dass das Heilungsthema nicht wie selbstverständlich aus den Gemeinden in Arztpraxen und Beratungsstellen bzw. auf den alternativen Gesundheitsmarkt der Esoterik abwandern dürfe.

Der 1. Tag stand im Zeichen von zwei einführenden Referaten: „Der leidende Mensch vor Gott. Theologische Überlegungen zu unserem Bild von Gesundheit und Krankheit, Heil und Heilung“, gehalten von Prof. Dr. Ulrich Eibach, Universität Bonn, und „Die therapeutische Kraft des Glaubens und die Vision von einer heilenden Gemeinde“, gehalten von Dr. Beate Jakob, Deutsches Institut für Ärztliche Mission, Tübingen. (Beide Vorträge sind auf der AMD-Homepage zu finden und können heruntergeladen werden.)

Im Zentrum der Konsultation stand ein „Open Space“ unter der Frage „Wie können wir Raum schaffen und Impulse geben für den Heilungsauftrag in unseren Gemeinden?“ In spontanen Workshops wurde u.a. zu folgenden Themen gearbeitet: Christliche Heilkunde, Patientengottesdienste, Salbung und Segnung, Körpererfahrung im Gottesdienst, Klage und Heilung, Zusammenhang von Gemeinde und Gesundheitspflege, Umgang mit unverständlichem Leid, die Erwartung leiblicher Heilung durch Gebet u.a..

In einem dritten Teil haben die Teilnehmenden konkrete Verabredungen getroffen, auf welche Weise Aspekte der Tagung in Projekten oder Initiativen weitergeführt werden können.

Wegen seiner Lebendigkeit und seines Tiefgangs wird der Abend mit bekannten Gästen aus der kirchlichen Szene Berlins (Berliner Stadtmission, „Gemeinsam für Berlin“, „Chemin Neuf“ und Ehepaar Toasperm) den Teilnehmenden unvergesslich bleiben – mit dem Gespräch darüber, was das Thema „Heilung“ auch im Blick auf eine Stadt wie Berlin bedeutet. ul

### Zur Arbeit einer Projektgruppe

## Glaubensweitergabe und geistliche Projekte in der Diakonie Ostdeutschlands

Das Arbeitsthema dieser Projektgruppe hat zum Hintergrund, dass die Einrichtungsdiakonie, besonders in Ostdeutschland, viele Mitarbeitende beschäftigt, die der Kirche und dem Glauben fern stehen, nicht weil sie sich – etwa durch Kirchenaustritt – gegen beides entschieden hätten, sondern weil sie in ihrem bisherigen Leben mit diesem Thema nie Berührung hatten. Die Aufgabe, Wege und Möglichkeiten zu finden, die Mitarbeitenden an Themen der Kirche und des Glaubens heranzuführen, überhaupt in das Arbeitsfeld „christliche Diakonie“ einzuführen, ist an vielen Orten erkannt worden. Denn „diakonisches Profil“ oder „diakonische Kompetenz“ ist auch eine Frage der Identifikation mit Glauben und Kirche. Und diese Identifikation ist ein Qualitätsmerkmal von Diakonie.

Es gibt, neben mancher Mutlosigkeit, viele ungelöste Probleme im Blick auf Inhalte, Formen, Rahmenbedingungen, (z. B. Verbindlichkeit oder Freiwilligkeit), die bedacht werden müssen. Die Projektgruppe setzt sich zum Ziel, diese Fragen aufzuarbeiten und vorhandene Ideen, Modelle und Erfahrungen zu sammeln, ggf. Neues zu entwickeln und es denen, die solches Material einsetzen wollen, zugänglich zu machen.

Für den 11.–13. April 2005 ist eine *Konsultation* zum Thema „Glaubensweitergabe und geistliche Projekte in der Diakonie Ostdeutschlands“ (Arbeitstitel) geplant. Die offizielle Ausschreibung erfolgt im Herbst 2004.

Ebenfalls in Vorbereitung ist ein *Einführungskurs* für Mitarbeitende in der Diakonie mit dem Titel „Diakonie – Leben verbinden“. Er wurde von Pfr. Gernot Werner, Theologischer Referent des Diakonischen Werks in Sachsen, herausgegeben und von ihm vielfach erprobt. Es besteht seitens der AMD die Absicht, das Kursmaterial noch in diesem Jahr fertig zu stellen und zum Frühjahr 2005 anzubieten. ul

Koordinator für Projektgruppe, Konsultation und Einführungskurs ist Ulrich Laepple, AMD

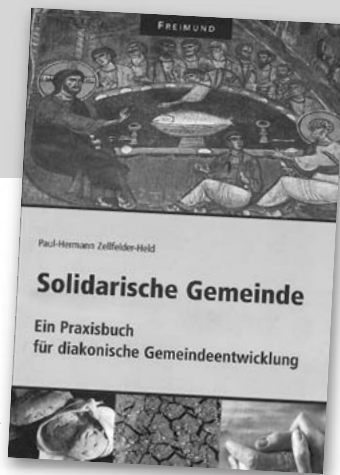
## Paul-Hermann Zellfelder-Held: Solidarische Gemeinde

Ein Praxisbuch für diakonische Gemeindeentwicklung, Freimund-Verlag, 217 Seiten, Preis 12,70 €

Dem Autor ist es gelungen, einen praxisnahen und engagierten Beitrag zur diakonischen Gemeindeentwicklung vorzulegen. Er will die vielfach aus der Gemeinde ausgewanderte Diakonie mit guten Gründen für sie zurückgewinnen: „Niemand als Gemeinde ist kompetenter für das, was im Stadtteil, im Ort los ist, wie es den Menschen geht, wo die Nöte sind, was sie brauchen“ (S.19f). Dass diese Kompetenz ihre Kraft oft nicht entfalten kann, liegt an der Tatsache, dass jeder Gemeindebereich (und die zu ihm gehörende Leitung) nur sich selber sieht und wenig mit den anderen Bereichen kommuniziert. Gemeindeentwicklung muss „mehrdimensional“ geschehen, wenn sie für viele Menschen zur „geistlichen und sozialen Heimat“ werden soll.

Dieses auf die Praxis zielende Buch hat eine theologische Ausgangsfrage: „Wie kann Gemeinde transparent werden für die Liebe Gottes, wie kann sie ein Zeichen der Liebe Gottes für diese Welt sein?“ Die theologische Grundlegung für eine Antwort findet der Autor nicht etwa im Gebot der Nächstenliebe – das wäre für ihn eine individualistische und darum überfordernde Engführung –, sondern im Abendmahl. Anhand der Emmausgeschichte (Luk. 24) gewinnt er ein Leitbild für Diakonie, das „Quelle“, „Raststätte“ und „Ziel“ ist. Dieses Leitbild führt nicht zu einer „Kirche für andere“, sondern zu einer „Kirche mit anderen“.

In einem großen 2. Teil schreitet der Autor die klassischen Handlungsfelder von Gemeindediakonie ab (Gottesdienstformen und ihr liturgisches Repertoire, Pfarramt, Sozialstation, Kindergarten) und zeigt praktische Lösungsperspektiven auf.



Im 3. Teil weist uns der Verfasser in das „Handwerkszeug“ für diakonische Gemeindeentwicklung ein. Welche Schritte müssen getan werden,

welche Arbeitsweisen und Modelle für eine angemessene Strukturierung einzelner diakonischer Arbeitsfelder legen sich in welchen Fällen nahe? Eine beeindruckende Fülle von reflektiertem Erfahrungswissen kommt zusammen.

Eine fragende Anmerkung am Rande: Wenn diakonische Tätigkeitsformen grundsätzlich von der Nachfolge Jesu Christi leben (S.178), kann diakonischer Gemeindeaufbau gelingen, wenn die missionarisch-evangelistische Dimension nicht auch gelebt wird, also Formen des Rufs in die Nachfolge, der Einladung zum Glauben und seiner Vertiefung gefunden werden? Ob wir – in einer nachchristlichen Zeit und angesichts der Erosion der Volkskirche – diese Dimension gerade im Interesse eines diakonischen Gemeindeaufbaus nicht doch von vorn herein im Blick haben sollten, das heißt: eine missionarisch-diakonische Gemeindeentwicklung?

Dass die Gemeinden „zur Sache“ kommen und sich in Kirchenvorständen und Mitarbeitergesprächen unter Haupt- und Ehrenamtlichen wieder Raum und Zeit geben für die theologischen Fragen nach dem Woher und Wohin ihrer Gemeinde und dabei zu einem neuen diakonischen Aufbruch finden - dazu verlockt das Buch von Zellfelder-Held in eindrucklicher Weise, auch durch seine frische Sprache. Ihm ist eine große Leserschaft zu wünschen. ul

Dieser Ausgabe von mi-di liegt ein Prospekt des Verlags bei, der auf das Buch hinweist.

## Die AMD

Jesus Christus kennen zu lernen und in seiner Gemeinde zu leben, ist das Recht eines jeden Menschen. Darum gibt es die Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD). Sie verbindet 89 landeskirchliche Ämter für missionarische Dienste, freikirchliche Einrichtungen und freie Werke.

Die AMD ist als Fachverband Mitglied im Diakonischen Werk der EKD und zugleich in dessen Arbeitsbereich „Missionarische und Seelsorgerliche Dienste“ verortet.

Der Internet-Auftritt der AMD unter [www.a-m-d.de](http://www.a-m-d.de) informiert Sie quer durch die Arbeitsbereiche neu und übersichtlich über die Angebote und Aktivitäten, über Tagungen und Termine, Themen und Texte.

Neben mi-di erscheinen regelmäßig:



### akzente

mit allgemeinen Informationen aus der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste



### Brennpunkt Gemeinde

mit Informationen und Impulsen zur missionarischen Ausrichtung des kirchlichen und gemeindlichen Lebens, Grundsatzartikeln zur theologischen Orientierung, Anregungen und Arbeitshilfen für die Praxis sind beigeheftet in einem Studienbrief



### Studienbriefe

informieren kurz und verständlich über jeweils ein Thema; sie enthalten Studienmaterial für Gemeindeglieder, kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Pfarrerrinnen und Pfarrer und eignen sich als Kurs- und Seminarunterlagen. Die Studienbriefe der AMD sind auch unabhängig vom „Brennpunkt Gemeinde“ und in beliebiger Anzahl zu beziehen.

## Termine

### Heilungssehnsucht und Heilserfahrung in der postsäkularen Kultur – Unterwegs zu einer missionarischen Hermeneutik

Profiltagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Kirche, Diakonie und missionarischen Werken

**Veranstalter:** Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) und Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW)

**Zeit:** 21.–22. Oktober 2004 in Berlin

**Ort:** Jugendgästehaus der Berliner Stadtmission, Lehrter Straße 68

**Tagungsleitung:** Hartmut Barend, Generalsekretär der AMD, Berlin und Dr. Reinhard Hempelmann, Leiter der EZW, Berlin

**Anmeldung und Informationen:** [amd.tittlowitz@diakonie.de](mailto:amd.tittlowitz@diakonie.de)

### Fantasie des Glaubens 2004 – Förderpreis für missionarische Ideen

**Mitmachen** können evangelische Kirchen-gemeinden, Gemeinschaftsverbände und Initiativgruppen, freie Werke, die der Evangelischen Kirche nahe stehen, sowie evangelische Kindergärten und Schulen.

**Wie's geht,** erfahren Sie im Internet. Einsendeschluss ist der 31. Januar 2005. Die Auszeichnung der Preisträger ist beim Evangelischen Kirchentag in Hannover im Mai 2005 geplant.

**Schirmherr** ist Bischof Dr. Wolfgang Huber, Ratsvorsitzender der EKD. Bischof Axel Noack (AMD) ist Vorsitzender der Fachjury.

**Jetzt bewerben und schöne Geldpreise in Höhe von insgesamt 8.000 € gewinnen:** [www.fantasie-des-glaubens.de](http://www.fantasie-des-glaubens.de)